

Zum Tod von Marcel Reich-Ranicki

Was für ein Kerl!

Ob in der ZEIT oder in der FAZ: Wo Marcel Reich-Ranicki wirkte, wurde er zum Vorbild.

Von Ulrich Greiner

Aus der ZEIT Nr. 40/2013 26. September 2013 

Kleists *Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege* berichtet von der Kühnheit eines preußischen Reiters, und sie endet mit dem Ausruf: "So einen Kerl habe ich zeit meines Lebens nicht gesehen!" Marcel Reich-Ranicki [<https://www.zeit.de/schlagworte/personen/marcel-reich-ranicki/index>] war weder Preuße noch Reiter, und doch gilt der Satz auch für ihn, denn erstens war ihm kein Klassikerzitat fremd, erst recht nicht von Kleist, und zweitens war er ein Kerl, wie ihn dieses Land noch nicht gesehen hat und vermutlich nie wieder sehen wird. Er machte Karriere in einem Beruf, von dem ein größeres Publikum zuvor gar nicht gewusst hatte, dass es ihn gab. Er wurde Deutschlands mächtigster, bekanntester Literaturkritiker. Präsidenten empfingen ihn, Kanzler hielten Lobreden auf ihn.

Seine Kenntnis literarischer Fakten, seien es Autor, Werk oder Jahreszahl, Wortlaut eines Zitats oder Auftritt einer dramatischen Person, war schlechthin einmalig, und er liebte es, sein unwissendes Gegenüber selbst dann noch mit dem Satz zu verblüffen, als die alten Tankstellen allmählich verschwanden: "Das weiß doch jeder Tankwart!" Auf dem Höhepunkt seiner Popularität war es tatsächlich so, dass ihn "jeder Tankwart" kannte und dass Boulevardmedien, ob *Bild* oder *Bunte*, ihn befragten und zitierten. Auch mit seinen literaturkritischen Büchern, seinen Anthologien und schließlich mit seinem Literaturkanon hat er Auflagen erreicht, die vordem undenkbar schienen.

Als Reich-Ranicki 1958 von Polen in die Bundesrepublik übersiedelte und zunächst für die *FAZ* und die *Welt*, dann (von 1963 an) für die *ZEIT* regelmäßig Rezensionen schrieb, veränderte er die Literaturkritik des Landes allmählich

aufs Gründlichste. Bisher bestand sie, von Ausnahmen abgesehen, aus einem Gespräch unter Kennern, sie richtete sich an literarisch interessierte und informierte Leser, nicht selten an die Verleger und die Lektoren, an die Kollegen und die Autoren.

Reich-Ranicki hingegen hatte nur ein einziges Ziel: dass seine Texte von vielen, nach Möglichkeit von allen gelesen würden. In einem buchfüllenden Gespräch mit dem Germanisten Peter von Matt hat er gesagt, jeder Kritiker müsse daran denken, "dass der Leser absolut nichts über das Buch, das der Kritiker bespricht, wissen will. Aber die Kritik sollte so geschrieben sein, dass er sie zu lesen beginnt und auch tatsächlich weiterliest."

Dieser Devise ist MRR, so sein Kürzel, mit äußerster Konsequenz gefolgt, und ich erinnere mich daran, dass er, als wir 1973 bis 1980 in der Literaturredaktion der FAZ zusammenarbeiteten, eingegangene Manuskripte laut vorzulesen pflegte. Allein aus dieser Rezitation ergab sich schon, ob der Text Rhythmus und Melodie hatte, ob die Sätze eingängig und plausibel waren. Mit seinen eigenen Texten pflegte er es ebenso zu halten und sie so lange zu bearbeiten, bis alle Umständlichkeiten, Undeutlichkeiten beseitigt waren. Seine Kritiken gewannen dadurch eine rhetorische Dynamik, die allzu Subtiles nicht vertrug. Ironische Anspielungen, verdeckte Hinweise an die Adresse des Connaisseurs vermied er unbedingt, und Ambivalenzen, die den Kritiker oftmals plagten, versuchte er in die Klarheit eines Urteils münden zu lassen. Es war, als hätte er, der Agnostiker, sich einem einzigen Satz jedenfalls aus dem Neuen Testament verpflichtet: "Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel."

So gelangte er in den Ruf des Scharfrichters. Er wurde berühmt für seine Verrisse, unter anderem für dieses Verdikt: "Ein belangloser, ein schlechter, ein miserabler Roman", schrieb er 1976 über Martin Walsers [<https://www.zeit.de/thema/martin-walser>] *Jenseits der Liebe*, "es lohnt sich nicht, auch nur eine einzige Seite dieses Buches zu lesen." Zwei Jahre später feierte er Walsers Novelle *Ein fliehendes Pferd* als Meisterwerk. Apodiktische Urteile fällte er gerne, um der Entschiedenheit und Wirksamkeit willen. Wirksam wollte er sein. Er suchte und eroberte die Feuilletons mit großer Verbreitung, und als ihm Joachim Fest, der 1973 Herausgeber der FAZ wurde, die Leitung des Literaturressorts übertrug, bekam er ein Instrument in die Hand, das er mit Inbrunst spielte und zum Klingen brachte. Es gelang ihm, die Literaturkritik in der FAZ zur wirkungsvollsten Instanz des Landes zu machen, und unermüdlich ergänzte er die herkömmliche Rezension um andere Darstellungsformen: die Umfrage unter Schriftstellern, die Revision von Klassikern, die Interpretation von Gedichten. Seine *Frankfurter Anthologie*, 1974 begonnen, war und ist ein Geniestreich. Bis heute sind dort annähernd 2000 Gedichte vorgestellt und interpretiert worden.

Dass Eitelkeit dem Kritiker nicht fremd sei, hat Reich-Ranicki immer zugegeben, und so waren seine öffentlichen Auftritte und Interventionen auch von dem Wunsch beseelt, die eigene Sichtbarkeit und damit Wirkungsmöglichkeit zu vergrößern. Den Klagenfurter Literaturwettbewerb, den er 1977 miterfunden und zehn Jahre geleitet hat, machte er zum literaturkritischen Spektakel, über das keiner hinweggehen konnte. Und schließlich schaffte er, was niemand für möglich gehalten hätte: Literatur ins Fernsehen zu bringen. Vierzehn Jahre lang, von 1988 bis 2002, leitete, befeuerte er das *Literarische Quartett* im ZDF. Die Sendungen, die nicht selten zum Eklat wurden, lieferten Gesprächsstoff für die ganze Fernsehnation. Nie wieder nach ihm ist es gelungen, derlei auch nur annähernd zu wiederholen.

Bei alledem aber konnte MRR immer darauf verweisen, dass sein Engagement nicht allein ihm selber nutze, sondern der Sache, der er sich von Jugend an verschrieben hatte: der Literatur. Und in der Tat hat er schriftstellerische Erfolge befördert wie keiner vor ihm. Dass er sie gelegentlich auch verhindert hat, versteht sich von selbst. Seine literaturkritische Liberalität, das ist oft kritisiert worden, hatte ihre deutlichen Grenzen. Auf Peter von Matts Frage, welche Aufgabe er der Literatur vor allem zuweise, eine philosophische ("die Wahrheit"), eine pädagogische ("das richtige Leben") oder eine epikuräische ("das Vergnügen, die Lust"), hat er entschieden geantwortet: das Lesevergnügen.

Eine Literatur, welche die Grenzen der Sprache und des Denkens erweitert, vielleicht gar ins Dunkle hinein überschreitet, erachtete er nur dann für gut, wenn sie zugleich unterhaltsam wäre. Von Robert Musil hielt er nicht viel, von Botho Strauß sehr wenig und von Peter Handke gar nichts. Angenommen, Reich-Ranicki hätte über Stifters *Nachsommer*, über Melvilles *Moby Dick* oder über den *Ulysses* von Joyce als Erster geschrieben, es wäre wohl eher zu Verrissen gekommen. Sein Sinn für das Experimentelle, das Rätselhafte und Innovative war nicht übermäßig ausgeprägt.

Im Grunde seines Herzens neigte Marcel Reich-Ranicki zur Versöhnlichkeit

In seiner Autobiografie *Mein Leben* (1999) erzählt er, wie er schon als Junge zum begeisterten Leser wurde, und er lässt keinen Zweifel daran, dass die Literatur für ihn, der sich schon früh als Außenseiter empfand, ein willkommener Ort der Sehnsucht und der Flucht wurde, mehr noch: zum Gegenstand einer frühen und nie erloschenen Liebe [<https://www.zeit.de/thema/liebe-und-sex>]. Er schreibt: "Ja, ich war verliebt. Halb zog sie mich, halb sank ich hin – ich war verliebt in sie, die Literatur."

Der Satz ist erstaunlich. Selbst enthusiastische Literaturfreunde würden eher zögern, ihre Liebe zur Literatur mit jenen Worten zu beschreiben, die in der Regel dem Frühlingserwachen der ersten Liebe vorbehalten sind. Aber MRR meint es offenbar genau so, und es erklärt ein bisschen, weshalb ihn im späteren Leben kaum etwas anderes wirklich interessiert hat. Dass er seine Frau Tosia, seinen Sohn Andrew liebte, ist unbestreitbar, dass er auch manch anderen Genüssen hier und da zugeneigt war, ebenfalls, aber es verändert nicht das Bild. Er liebte vor allem die Literatur, die Musik, das Theater, und jene Dinge, mit denen unsereins die Zeit vertrödelt, der Sport, die Natur, das Reisen, womöglich gar die Politik, blieben ihm letztlich fremd.

Seine Rolle als Außenseiter begann zunächst relativ harmlos: "Ich war fünf oder sechs Jahre alt, als meine Mutter in einem Kaufhaus Kindergarderobe mit der Aufschrift ›Ich bin artig‹ sah. Das fand sie amüsant. Ohne die möglichen Folgen zu bedenken, ließ sie auf meine Blusen und Kittel – wieder einmal etwas weltfremd – eben diese Aufschrift sticken. Rasch wurde ich zum Gespött der Kinder – und reagierte darauf mit Wut und Trotz." Und Reich-Ranicki fügt hinzu: "Meine lebenslängliche Neigung zum Trotz – sollte sie damals ihren Anfang genommen haben?" Diesen Missgriff hat er seiner Mutter, die er sehr geliebt haben muss, nicht wirklich verübelt.

Aber dann, als er Gymnasiast in Berlin war (1930 bis 1938), wurde es ernst. Die Schikanen, Ausgrenzungen, Verbote der Nazis wurden immer empfindlicher, sein Außenseitertum war nun amtlich. Es ist erstaunlich, mit welcher Fairness, geradezu Milde er seine Schulzeit im "Dritten Reich" beschreibt, und selbst noch seine Darstellung der Deportation, der Jahre im Warschauer Ghetto, der Ermordung der Eltern und Verwandten, schließlich der geglückten Flucht ist frei von Hass, vielmehr bestimmt durch tiefe Trauer und Bitternis. Dies mag, unabhängig davon, dass die Autobiografie ein glanzvoll geschriebenes und erschütterndes Stück Literatur ist, einer der Gründe dafür gewesen sein, dass deutsche Leser sie in immenser Zahl gekauft und begeistert gelesen haben.

Im Grunde seines Herzens neigte Marcel Reich-Ranicki [<https://www.zeit.de/thema/marcel-reich-ranicki>] zur Versöhnlichkeit, und wann immer er sich unbedroht und geachtet fühlte, konnte er vor Begeisterung sprühen und seine Gesprächspartner gewissermaßen geistig umarmen. (Konkrete Umarmungen behielt er jenen vor, die man in der Sprache seiner Jugend "das schöne Geschlecht" nannte.) Seine Versöhnungsbereitschaft und seine Zustimmungslust fanden ihre Grenzen einerseits in seinem widerspruchsfrohen Temperament, andererseits und in der Hauptsache aber in seiner beschädigten Biografie. Er war ein Mann, der aus böser Erfahrung zur Vorsicht, zum Misstrauen neigte und der für Demütigungen, beabsichtigte oder unbeabsichtigte, ein empfindliches Gespür hatte. Das mag erklären, weshalb er

mit manchen seiner oftmals namhaften Freunde gebrochen hat. Sicherlich gab es in jedem Fall einen Anlass oder einen ernsten Grund, aber die Unnachsichtigkeit, mit der er sich an Kränkungen erinnerte, konnte den Beobachter mit Trauer erfüllen. Es war wohl so, dass MRR sich gerne versöhnt hätte – allein, er brachte es nicht zustande, und vielleicht klingt in der erwähnten Bemerkung über seinen Trotz eine Spur des Bedauerns mit.

In einem Gespräch mit der ZEIT aus Anlass seines neunzigsten Geburtstages hat Reich-Ranicki gesagt: "Ich bin nicht glücklich. Ich war es nie." [<https://www.zeit.de/2010/22/Reich-Ranicki-Geburtstag>] Es war vermutlich nicht die ganze Wahrheit, sondern auch die Reaktion auf eine Frage, die eine gegenteilige Antwort nahegelegt hätte. Und doch wird man sagen können, dass Reich-Ranicki, ungeachtet all seiner Triumphe, letzten Endes ein melancholischer, trauriger Mann gewesen ist. Er hat das mithilfe seiner unglaublichen Vitalität immer wieder überspielen können, und ich muss hier einfügen, wie sehr mich sein pädagogischer Eifer, seine animierende Arbeitslust gefördert und herausgefordert haben. Es machte Spaß, mit ihm zu arbeiten. Er ließ einen nie gleichgültig, selten in Ruhe. Doch was er verlangte, waren nicht Fleiß oder Gehorsam, sondern Leidenschaft für die Sache, seine Sache: die Literatur. Sie war sein Elixier, seine Freude. Ich verdanke ihm viel.

Dieses Land verdankt ihm viel. Das Verhältnis der Deutschen zu einem Juden, zu einem Überlebenden, der so provozierend in die Öffentlichkeit wirkte und Anerkennung suchte, konnte nicht einfach sein, und es gab im Verlauf von Reich-Ranickis bundesdeutschen Lebensjahren manche Missverständnisse, Fehlleistungen, auch Entgleisungen. Alles in allem aber ist es wohl eine geglückte Geschichte. Man muss in der Tatsache, dass dieser Mann ins Land seiner Jugend zurückgekehrt ist und uns die Bedeutung der zuweilen schnöde vergessenen literarischen Tradition aufs Neue beigebracht hat, eine unverdiente Gunst des Schicksals erblicken. Er war ein außerordentlicher Mann, der uns fehlen wird. Mit anderen Worten: So einen Kerl habe ich zeit meines Lebens nicht gesehen.